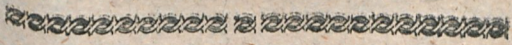




Der
Englische Greis,

von * * *



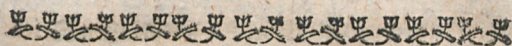
Neunter Theil.



Hamburg, 1768.







Der
 Englische Greis.
 Zwey und dreyßigstes Stück.

Das angenehme Chor der Vögel, welches durch die Wälder schwirrt, und den lauschenden Ohren der Menschen durch des Gesanges Wiederhall die Macht der Liebe und der Geselligkeit verkündiget, zeigt den Menschen deutlich, daß auch die Thiere gesellschaftlich sind. Auch die Dunkelheit der Hayne schließt dennoch frohe Gatten ein:

Natur, hier stört nichts deinen Ruf,
 Natur, die uns zur Freundschaft schuf,
 Sind dir nur Thiere treu?
 Zeigt denn der Mensch durch Stolz und Wahn,
 Durch Vorurtheil und Feindschaft an,
 Daß er verständig sey.

N n 2

Man

Man muß es als einen natürlichen Trieb der Menschen ansehen, daß sie gesellig sind, und alle vernünftige und tugendliebende Menschen sind längst überzeugt, daß die Geselligkeit eine wahre Tugend sey, und daß alle Tugenden, von der größten bis zur kleinsten, mit derselbigen bestehen können, und durch dieselbe eine neue Verzierung und einen reizenden Schmuck bekommen; mithin ist ohne Widerrede klar, daß keine wahre Tugend der Geselligkeit der Menschen zuwider seyn könne. Ich mache daraus den gültigen Schluß, daß eine jedwede Tugend, sie mag auch von einer Art seyn, von welcher sie will, welche einen Menschen ungesellig macht, entweder eine bloß scheinbare Tugend und ein wahres Laster, oder wenigstens von vielen Fehlern und Mängeln verunstaltet sey. Da nun die Frömmigkeit die edelste und vornehmste aller Tugenden, ja der Grund und der Gipfel der Tugenden ist; so muß die Geselligkeit, oder der freundschaftliche Umgang mit den Nächsten, durch die Frömmigkeit nicht gehindert, sondern vielmehr befördert werden.

Da

Da dieses von Niemand gelehnet werden kann, so wundere ich mich, warum so viele fromme Leute, wenn sie anders diesen Namen verdienen, so viel an ihnen ist, die Geselligkeit zu zernichten suchen? Kann uns die Gottseligkeit verpflichten, die Menschheit auszurotten, und den gesellschaftlichen Umgang mit unsern Brüdern aufzuheben? Wem ist es aber ist unbekannt, daß es viele Leute giebt, welche ihrer Meynung nach, die Frömmigkeit in lebhafter Gestalt sind, und die sich beschwigen befugt zu seyn glauben, allen geselligen Umgang mit andern, die sie nicht für fromm halten, zu schiehen und aufzuheben. Ich muß dieser Sache wegen, meinen Gedanken freien Lauf lassen, und meinen Lesern etliche hieher gehörige Betrachtungen mittheilen.

Der höchsten Weisheit Rath bestimme
 Durch ewig festgesetzte Schlüsse,
 Daß in das Wohl des Ganzen fließe,
 Was er den Theilen giebt und nimmt.

Das ganze Reich der Wirklichkeit
 Steigt von dem Punkte zu den Sphären,

Vom Wonne zu den Engeln hören
Mit abgemessener Treulichkeit.

Es fordert Sturm und Sonnenschein,
Und Schmerzen, grössern Schmerz zu heilen.
Kannst, ohne Feindschaft in den Theilen,
Das große Ganze wirksam seyn?

Gott, wenn dich selbst ein Engel denkt,
Ist noch sein Denken zu gebrechlich.
Du bist vollkommen, unaussprechlich,
Wir aber schwach und eingeschränkt.

Ich will aus wahrer Menschenliebe voraus-
setzen, daß die ungeselligen Frommen, überhaupt
davon zu reden, wirklich fromm sind. Denn
es giebt Scheinheilige und pharisäische Betrie-
ger, welche durch eine affectirte Separatisterey
den Umgang mit der Welt fliehen, um fromm
zu scheinen; und diese Scheinheiligen sind ich
nicht werth, daß ich von ihnen ein Wort rede.
Allein laßt uns voraus setzen, daß derjenige,
von dem wir reden wollen, wirklich fromm sey,
und daß er, durch einen Irrthum verblendet, es
für eine Pflicht der Gottseligkeit halte, mit de-
nenjenigen nicht gesellig umzugehen, die er für
gott-

gottlos und unbekehrt hält; handelt er wohl rechtmäßig? Nichts weniger als das. Entweder irret er in seinem Urtheile, oder er irret nicht. Ist das erste; so handelt er ganz unverantwortlich. Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Dieses grosse Gebot hat unser göttlicher Erlöser selbst eingeschärft. Wie kann also ein Mensch wahrhaftig fromm seyn, und diesen Befehl freventlich übertreten? Ein wahrer Frommer beobachtet die Pflicht der Liebe, und die (tugendliche) Liebe hoffet alles. Ist es demnach nicht unverantwortlich, wenn ein Frommer von seinem Nächsten so lieblos urtheilet, und ihn fälschlich für gottlos hält? Wird nicht dieses irrige Urtheil dadurch noch gottloser, wenn man sich durch dasselbe zur Ungeselligkeit verleiten läßt?

Allein wir wollen voraus setzen, daß jemand in der That gottlos sey, ist ein Frommer berechtigt gegen denselben ungesellig zu seyn? Keinesweges. Ich will behaupten, daß ein Frommer, selbst um seiner Frömmigkeit willen, verpflichtet sey, mit gottlosen Leuten recht gesellig umzugehen, um sie durch seinen freundschaftlichen und tugendhaften Umgang zur Tugend zu reizen;

reizen, damit aus solchen abscheulichen Seelen, nach und nach auch Kinder der Jugend werden.

Die wahre Frömmigkeit hebt die Pflichten der allgemeinen Menschenliebe nicht auf, sondern bestärket, befestiget und erleichtert dieselbe vielmehr. Nun verpflichtet uns die Menschenliebe, gegen alle Menschen gesellig, liebevoll und freundlich zu seyn, bloß deswegen, weil sie Menschen sind. Ein Mensch bleibt ein Mensch, er mag fromm oder gottlos seyn. Folglich ist es eine Sünde, wenn ein Frommer sich gegen Gottlose ungesellig verhält, weil sie gottlos sind. Es stehet in den heiligen Büchern geschrieben: Lasset euer Licht, nämlich, eure wahren Tugenden, leuchten für den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen, und euren Vater im Himmel preisen. Denn die frommen Menschen scheinen gleichsam als brennende Lichter in dieser Welt, welche die Finsterniß der lasterhaften Herzen der gottlosen Menschen erleuchten, bessern, fromm und auch tugendliebend machen sollen. Fürtrefflicher Muth, welcher aus diesem freundschaftlichen Umgange entspringen soll.

Ein

Ein Frommer ist um der Frömmigkeit willen verbunden, dieselbe unter den Menschen auszubreiten. Er thut dadurch Gott einen Dienst, indem er ihm neue Anbeter verschafft. Ein Frommer kann seine Menschenliebe nicht kräftiger an den Tag legen, weil das die größte Wohlthat ist, die ich jemanden erweisen kann, wenn ich ihn zur Frömmigkeit durch mein Exempel reize, und dazu, daß er fromm wird, etwas beynrage. Folglich muß ein Frommer die Gottlosen zu bekehren suchen, durch Unterricht, Ermahnung und gutes Beispiel. 3. C. Wie süßtrefflich ist dieses nicht: Wenn ich durch mein Exempel, aus einem abscheulichen Flucher, ein Gotteskind mache, der ihn anfängt seine Zunge im Zaume zu halten, und nun redet was lieblich klinget und nützlich ist. Ferner: Wenn ich aus einem Naturalisten und Freydenker, einen Anbeter des göttlichen geoffenbarten Wortes mache, aus einem Geizigen, einen Wohlthätigen, aus einem Menschenfeind, einen Menschenfreund, aus einem Sünder, einen Frommen, u. s. w. Es ist Sonnenklar, daß alles dieses am bequemsten durch einen freundschaftlichen und geselligen Umgang

geschehen könne. Wie oft ist eine große Sünderin, durch ein tugendliches Exempel geändert, gebessert und von dem Irrwege der verderblichen Wollüste, auf den Pfad der Tugend geführt worden; daß sie ihre unbesonnenen Ausschweifungen verlassen, und nützliche Tugenden davor erwählet hat. Mit einem Worte: Alle diejenigen Frommen, welche den freundschaftlichen und geselligen Umgang mit den Gottlosen vermeiden und fliehen, machen sich das so nöthige Bekehrungswerk anderer selbst unmöglich, und überaus beschwerlich.

Ein Frommer muß der Frömmigkeit Ehre bringen. Er muß sie beliebt, ehrwürdig und schätzbar machen. Er muß mit seinem anvertrauten Pfunde, einen nützlichen Bucher zu machen suchen. Er muß der Frömmigkeit einen guten Geruch, unter denen die drauffen sind, durch seine weise Aufführung verursachen. Er muß gleichsam, wie ein kluger und verständiger Hausvater seyn, welcher alle Thaler zu seinem und seines Nächsten Nutzen anzuwenden suchet. Wie fürtrefflich ist doch die Folge dieser edlen Bemühung. Ist also ein Frommer
ge

gefellig, freundschaftlich gegen die Gottlosen; so müssen diese den Frommen lieben und hochschätzen, und sie erkennen, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen müge sey. Ist aber der Fromme ungefellig, mürrisch und Menschenfeindlich; so ist unleugbar, daß er sich lächerlich und verhasst mache. „Die Welt ist gar zu geneigt, die Fehler der Frommen auf die Rechnung der Frömmigkeit zu schreiben. Folglich entsteht natürlicher Weise, das Urtheil, daß die Frömmigkeit etwas unnatürliches, unerträgliches, lächerliches und unmenschliches sey. So unvernünftig und ungereimt dieses Urtheil ist, so gewöhnlich ist es, und so sehr hindert es die Ausbreitung der Gottseligkeit. Diese vortreffliche Tugend ist wahrlich nicht an diesem unvernünftigen Urtheile schuld, sondern die ungefelligten Frommen; die nicht freundschaftlich im Umgange sind.

Wir haben ja das erhabene Beyspiel unsers großen Erlösers vor Augen, wir können es auch mit unserer gesunden Vernunft genau prüfen. Dieser nahm die Sünder auf, und aß mit ihnen. Zöllner und Sünder hatten keinen freyen

freyen Zutritt zu ihm, und er goß seine göttlichen Wohlthaten sowohl über neun Undankbare, als über einen dankbaren Samariter aus. Im Gegentheil waren die Pharisäer die Ungeselligkeit selbst. Sie trieben ihre ungereimte Abgeschmacktheit so hoch, daß sie nicht einmal mit denjenigen essen wollten, die sie für unheilig hielten, und sie tadelten unsern Heiland, weil er mit Gottlosen gesellig umgieng. Ich bin kein Herzenskündiger, und will also sehr gerne mein Urtheil über die ungeselligen Frommen zurück halten. Allein ich frage sie, ob sie nicht selbst durch ihre Ungeselligkeit schuld sind, wenn man zweifelhaft ist, ob sie scheinheilige Pharisäer, oder ächte Jünger Christi sind, und wenn einem jeden das erste wahrer scheinlicher ist. Sie mögen diesem Satze vernünftig nachspüren.

„Die wahrhaftig Frommen machen eine unsichtbare Kirche aus. Mich dünkt, daß selbst diese Wahrheit zureichend beweiset, daß die Frommen mit den Gottlosen freundschaftlich und gesellig umgehen müssen. Hätte es der unbegreiflichen Weisheit Gottes gefallen, alle Freundschaft und Geselligkeit zwischen den Frommen

»Frommen und Gottlosen aufzuheben; so wür-
 »de Gott die Frommen dergestalt characteris-
 »ret haben, daß sie einander würden leicht er-
 »kennen können, und folglich würden sie keine
 »unsichtbare Kirche in dieser sichtbaren Welt
 »ausmachen. Da nun aber die wahre Kirche
 »in dieser Welt nicht sichtbar ist; so hat der
 »allweise Gott Fromme und Gottlose deswe-
 »gen vermischt und untereinander gemengt,
 »um die Geselligkeit unter ihnen zu befördern,
 »und so gar nothwendig zu machen. „

Ein Frommer, welcher gegen die Gottlosen
 ungesellig und unfreundlich ist, verräth einen
 unerträglichen Stolz und Hochmuth, und es
 schickt sich auf ihn dieser Vers:

Wenn andre mit den Schätzen,
 Die nicht ihr Fleis gewinnt,
 Die Kleider schwer besetzen,
 Und dennoch Stölze sind.
 So trag ich meinen Kittel,
 Durch selbst verdiente Mittel,
 Sein Anblick, sein Gewicht,
 Drückt Seel und Körper nicht.

Und

und dieses Sprichwort: Nos poma natamus:
Wir sind mehr, als andere. Ein solcher
ungeselliger Frommer denkt ohnfehlbar in sei-
nem Herzen: Ich danke dir Gott, daß ich
nicht bin wie andere Leute. Folglich erhebt
er sich unendlich weit über die Gottlosen, und
hält sie vor Hunde, die nicht werth sind, daß
man mit ihnen gesellig und freundlich umgehe.
Kann ein Frommer hochmüthig seyn? Ein
Frommer muß beständig denken, daß er aller
seiner Frömmigkeit ohnerachtet, noch sehr viele
Fehler an sich habe! Und im Catechismo Lu-
theri stehet geschrieben: Denn wir täglich
viel sündigen, und wohl eitel Strafe (bey
Gott) verdienen. Auch fromme Christen
müssen täglich zu Gott diesen Spruch beten:
Herr gehe nicht ins Gericht mit deinen Knech-
ten, denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht.
Ein Frommer muß täglich bedenken, daß er
auch noch ein Mensch ist, und das, wie der hoch-
gelahrte Paulus redet: Derjenige so da stehet,
der soll sich in acht nehmen, daß er nicht falle.
Ein Frommer muß beständig bedenken, daß er
aller seiner Frömmigkeit ohnerachtet, noch sehr
viele

viele Fehler und Mängel an sich habe. Dieser Gedanke wird ihn gewaltig demüthigen, und er wird es sich demnach für keine Schande halten, mit den Gottlosen gesellig umzugehen.

Ich wünsche, daß diese kleinen Betrachtungen, meine Leser mit gerührtem Herzen lesen mögen, und selbige tief in ihre Herzen graben. Man muß sich bestreben, Gott nach seinem besten Gewissen zu dienen, aber auch zugleich freundschaftlich und gesellig, das ist, ein wahrer Mensch zu seyn. Ich ersehere mich demnach jederzeit, wenn ich Leute gewahr werde, die, so viel an ihnen ist, die Bande des wahren gesellschaftlichen Umgangs, zerreißen, und nicht einmal die allgemeinsten Pflichten der Geselligkeit gegen ihre unbekehrte Brüder ausüben. So lange es Gott, unserm allgemeinen Vater, nicht gefällt, seine wohlgerathenen Kinder von den ungerathenen abzusondern; so lange müssen wir als Brüder einträchtig, redlich und aufrichtig, friedlich und gesellig bey einander wohnen; zumahl da derjenige, der heute ein Saulus war, morgen ein Paulus seyn kann. Denn Gott will nicht, daß jemand verlohren gehe. Die Weisheit,
Liebe

Liebe und Güte Gottes ist gegen alle Menschen
unaussprechlich groß.

Mit Vätertreue theilest du
Auf deiner höchsten Weisheitwaage
Die Lust und Unlust unsrer Tage,
Und legst uns, was uns dienet, zu.

Drey und dreyßigstes Stück.

Unter denjenigen Sittensprüchen unserer
christlichen Vorfahren, ist dieser von fürtrefflichen
Werthe: Kirchengehen säumet nicht.
Denn mit wie vielem Nutzen und Segen wer-
den nicht dergleichen andächtige Kirchengän-
ger begleitet. Eine andächtige öffentliche Ue-
bung des Gottesdienstes, geschiehet zur Ehre
Gottes und zum Beweise der Wahrheit der
christlichen göttlichen Religion, folglich kann
niemals eine solche öffentliche Religionsübung,
welche zu Gottes Ehre geschiehet, leer und ohne
vielen

Vielen Segen seyn. Wenn doch dieses diejenige
 Menschen bedenken wollten, welche bloß
 aus Gewohnheit und weil es so gebräuchlich,
 unter denen Christen ist, ohne alle Andacht in
 die Kirche gehen, sich daselbst niedersetzen, oder
 vor den Stühlen stehen, die Augen überall her-
 um werfen, die Lieder ohne alle gebührende
 Andacht mit singen, beyrn Gebete oder unter
 der Predigt mit dem Kirchennachbar schwätzen,
 oder aus der Kirchenstunde eine Schlafstunde
 machen, gleich als wenn sie nicht hätten kön-
 nen zu Hause bleiben, wenn sie hätten schla-
 fen wollen. Wenn nun die öffentliche Uebung
 des christlichen Gottesdienstes aus ist, so ge-
 hen oder eilen sie eben so ungelehrt und ohne
 Andacht wieder nach Hause, wie sie zuvor in
 die Kirche giengen. Es wäre zu wünschen,
 daß doch unsere heutigen Maulchristen, welche
 in unsern Tagen fast die größte Zahl unter de-
 nen wahren Herzenschristen ausmachen, diese
 schädliche Kalt sinnigkeit ablegten, und hinge-
 gen anfangen dem Eifer unserer evangelischen
 Vorfahren nachzuahmen! Die Kalt sinnig-
 keit ist bey sehr vielen Menschen sehr groß.
 Ich will es weitläuftiger gleich mit einem

D o

Exempfel

Exempel beweisen. Es ist eben nicht längst, so gieng ich mit einer andächtigen Vorbereitung in die Vesperpredigt, und wollte baselbst in einem andächtigen öffentlichen Gottesdienste meine Erbauung und mein nütliches Vergnügen finden: Allein ein gepuzter eitler Mensch, raubte mir meine Hofnung diesesmal. Er stund neben mir, bey dem nächsten Kirchenstuhle. Sein gepuzter Anzug, seine Modelleidung, seine Schritte und Handlungen, seine Stirne, ja Augen und Gebärden verriethen, daß er nicht Gott, sondern den Menschen gefallen wollte. Wohin ich sah, fand ich etwas artiges. Die in Locken gewollten Haare waren sehr stark gepudert, und eine ziemlich breite Bandschleife zierte den Hals. Das Kleid war nach der neuesten Mode verfertigt, und die Wäsche schien fast weisser, als der Schnee, zu seyn; unter dem Armen trug er einen Hut, nach Pariser Art. Dieser eitle Mensch hatte nichts vergessen, wodurch er sich annehmlich bey Menschen machen konnte; und die Natur hatte ihm nichts versaget, was seinem Anpuzze die rechtezierliche gab; nur das andächtige Herz hätte er ver-

vergessen mitzubringen. Die Bildung seines jungen Gesichts war voller Reizungen, und diese waren sehr einnehmend, weil sie noch jugendlich waren. Die Augen blitzten um sich herum, und daher mochte auch der Fehler entstehen, daß sie so sehr flüchtig im Kopfe giengen. Seine Glieder waren alle so gewachsen, als ob sich die Natur mit Fleiß vorgenommen hätte, einen schönen Menschen aus ihnen zu bauen. Dieser junge Mensch, hatte durch seinen Fleiß, alle seine geschmeidigen Glieder zu solchen geschickten Bewegungen gewöhnet, daß man nichts darinnen finden konnte, was der Leibesschönheit zuwider gewesen wäre, und dabey gab er zu verstehen, daß er nicht unempfindlich sey, denn seine Manieren waren wie diejenigen eines Romanritters sind.

Jetzt hatte sich kaum eine gepushte junge Schönheit in ihrem Kirchenstuhle eingefunden, so merkte ich alsbald, daß dieser junge Herr, nicht so gelassen mehr war, als er erstlich zu seyn schien. So flüchtig seine blitzenden Augen vorher in der Kirche herumgiengen, so unbeweglich wurden sie an der schönen Marissa.

Ist sah er unzufrieden aus, die Lebensgeister zogen sich vermuthlich nach den Augen zu, folglich war es kein Wunder, daß er den Kopf unterstützte. Er seufzete tief, er stellte sich so kläglich, daß man ihn, wenn er an einem andern Orte gestanden, für den bußfertigen Zöllner hätte ansehen müssen. Die schöne Klarissa mochte ihm unterdessen keinen kaltsinnigen Blick gegeben haben. Deswegen erholte er sich in etwas, wie ein Patient, der durch eine Arzney etwas neue Kräfte bekömmt. Er brachte seinen Leib in die beste Stellung; er machte finstre Mienen denenjenigen, so ihn in dem Gedränge des Volks an den frisirten Kopf streiften, und strich sehr oft mit den Fingern die gepuderten Locken; vielleicht mochte er Popens Lockenraub gelesen, und noch im Kopfe haben. Bald sahe er nach der Uhr, bald las er die Fäserchen von dem Kleide, bald sah er heimlich in Taschenspiegel, damit er das verbessern möchte, was ihn etwa verstellen könnte. Und wenn er weiter nichts zu thun hatte, so nahm er seine Tabaksdose, und machte sie so weit auf, daß man von ferne die verliebte Abschilderung, welche an den Deckel derselben in

In Miniatur gemallet war, erkennen konnte: Ist zog dieser gepuhte Herr ein Papier hervor, auf welchem, so viel mir die Abtheilung der Schrift wies, Arien stehen mochten, welche mit untermischten Recitativen versehen waren. Er las selbige mit lächelndem Gesichte durch, und so oft er dabey die junge und gepuhte Klarissa ansah, so oft mochte in der Aria seine Favoritneigung ausgedruckt seyn. Ich wäre bey dieser Begebenheit fast unbescheiden gegen ihn geworden, mir eckelte, die Unanständigkeiten länger anzusehen, und ich eilte, so bald es der Wohlstand zuließ, diesesmal aus der Kirche.

Wie ich nach Hause gekommen war, so trat ich vor Verdruß an das Fenster, um dieser eiteln Aufführung nachzudenken. Jedoch ein guter Freund störte mich bald in dieser Beschäftigung, der zu mir zum Besuche kam. Wir traten beyde wieder an das Fenster, und wir thaten kaum den ersten Blick auf die Strasse, so sagte dieser gute Freund zu mir: Ey! sehen sie doch, was für ein artiger Mensch der schönen Klarissa nachfolgt! Er ist recht wohl gebildet und gewachsen. Der Mensch muß sehr wohl

wohl zu leben wissen. Sehen sie nur die mütterliche und verpflichtete Art an, mit welcher er diesem Frauenzimmer seine Hochachtung bezeuget! Es lebt alles an ihm, er gehet wie im Drate! So sind sie ein so großer Freund der Eitelkeiten? antwortete ich darauf. Was für Eitelkeiten verstehen sie? fragte mich mein guter Freund. Diejenigen Eitelkeiten, gab ich ihm darauf zur Antwort, welche sie an dieser verliebten Mannsperson gerühmt haben. Ich weiß nicht, was sie haben wollen, erwiderte er: Entweder ich muß nicht verstehen, was artig und lobenswerth ist, oder sie müssen einen heimlichen Haß auf diesen jungen Menschen haben.

Nein, ich bin sein Feind nicht, versicherte ich ihn, doch kann ich auch seine Aufführung nicht billigen. Sonst nennet man eine Krankheit in der weitesten Bedeutung, einen jeden Zustand eines lebendigen Wesens, wodurch es zu gewissen Wirkungen, welche ihm möglich seyn sollen, untüchtig wird. Dieser junge Herr ist nicht leiblich, sondern an seiner Aufführung moralisch krank. Was wissen und was tadeln sie denn an seiner Aufführung? fragte

fragte mich mein guter Freund! Ich tadele dieses, was ich heute, zu meinem größten Verdruß, in der Kirche von ihm gesehen habe, war meine Antwort. Wollen sie so gütig seyn und es mir erzählen; kann ich so glücklich seyn, es zu hören, sagte mein Freund zu mir. Ich will ihnen alles ohne den geringsten Zusatz erzählen, erwiederte ich: und hiermit sagte ich ihm alles, was ich bishero umständlich von ihm beschrieben habe.

Wie ich es ihm erzählt hatte, so sagte er zu mir: O Eigensinniger! So nennen sie eine erlaubte Galanterie Eitelkeiten? Wollen sie denn, daß die lebhaften Mannspersonen zu steinernen Bildern werden sollen? Ist rief ich ihm gleich zu: Bey ihnen muß gewiß die Thorheit Galanterie seyn? Eine Mannsperson, antwortete er mir, die sich gegen das Frauzimmer nicht manierlich aufführet, ist eine schlechte Kreatur. Und eine Mannsperson, erwiederte ich ihm, die gegen ein Frauenzimmer in der Kirche verliebt thut, und vor den Kirchenstühlen herum mit mancherley Einstellungen gaukelt, ist sehr wenig Hochachtung werth; und dergleichen Unarten, kann man nicht

nicht Galanterie, oder Artigkeit nennen. Wo von streiten wir? fragte mich iht mein Freund. Von den Fehlern und Unarten der Mannsperſonen in der Kirche, welche ſie entſchuldigen wollen, antwortete ich. Man muß die Fehler auch nicht gröſſer machen als ſie ſind, erwiederte er mir. Iſt das kein großer Fehler? war meine Gegenrede, wenn man durch eine ſolche eitle und ſich nicht ſchickende Aufführung die Kirche entheiligt? Ich meyne ja wohl, daß dieſer allerheiligſte Ort ſehr entweiht wird, wenn man durch ſo ſträfliche und unbedachte Handlungen an den Tag legt und denen Anweſenden gleichſam zu verſtehen giebt, daß man die Kirche für ganz gemein hält. Sollen denn das die öffentlichen Kennzeichen ſeyn, daß man ein unendliches göttliches Weſen in drey unterſchiedenen Perſonen verehret, von welchem man ſeinen Urſprung und noch bis iht ſeine tägliche Leibes- und Lebenserhaltung hat? Darf man wohl in dem Pallaste eines Königes etwas vornehmen, welches der Ehrerbietung zuwider iſt, die man ihm ſchuldig? Ich weiß wohl, daß manche grübleriſche Köpfe mir dieſen Einwurf machen wer-

werden: Daß das Wort Kirche zweyerley Bedeutung habe: Einmal bedeute die Kirche, die gläubigen Christen selbst, wie wir evangelische Christen im dritten Artikel des heiligen Catechismi bekennen: Ich glaube eine heilige christliche Kirche, die Gemeine der Heiligen: Zum andern bedeutet es die steinernen oder hölzernen Gebäude, die man Kirchen zu nennen pfleget. Weil aber dieses eine Art zu reden ist, die jeder vernünftiger Mensch, ohne alle Erklärung verstehen kann, so braucht dieser Einwurf keiner Widerlegung.

Werther Freund, antwortete mir ist mein Freund, sie treiben vielleicht die Sache zu hoch? Ganz und gar nicht, ich habe im Gegentheil noch zu wenig gesagt, antwortete ich ihm; ich muß noch erinnern, daß sich dergleichen Mannspersonen einer nicht geringen Vergehung schuldig machen. Zu was für einer Ratsinnigkeit in dem äußerlichen Gottesdienste verführet nicht dieses leichtsinnige Verfahren das gemeine Volk? Die armen Leute haben fast nichts anders übrig, als die Exempel der Vornehmen; wenn sie beurtheilen wollen, ob es recht oder unrecht sey, was sie zu thun gesonnen

Sonnen sind. Das Licht der Vernunft schein-
 net bey ihnen zu schwach, und ist ganz ver-
 dunkelt, wenn es gegen diese Fackel gehalten
 wird, wovon ihnen der Glanz so helle in die
 Augen leuchtet. Nun wissen sie ja wohl, und
 können leicht begreifen, was für Folgerungen
 entstehen müssen, wenn denen Menschen, die
 sich mit keiner gründlichen Untersuchung hel-
 fen können, die Meynung beygebracht wird:
 Daß es nicht viel zu bedeuten habe, wenn
 man auch gleich den äußerlichen Gottesdienst
 so genau nicht in acht nimmt. Es folgt aus
 dieser Meynung eine Vergehung nach der an-
 dern. Die gemeinen Leute halten den äuf-
 serlichen Gottesdienst, wie er es auch in
 der That ist, für etwas sehr grosses, und
 denken: Hat es nichts zu sagen, wenn ich
 mich in der Kirche nicht so strenge aufführe;
 so werde ich auch von Gott nicht viel zu be-
 fürchten haben, wenn ich in anderen Din-
 gen, die er für geringer hält, etwas nachlässig
 bin.

Ich meynte diese Sittenlehre wäre zu scharf!
 war meines Freundes Einwurf. Und die ih-
 rige zu gelinde; antwortete ich ihm. Wer
 sind

sind diejenigen Leute, setzte er ihm hinzu, die sie tabeln? Sind es nicht junge Leute; Leute, die noch zu viel Hitze und wallendes Blut haben, Menschen, die von einem feurigen Naturelle sind? Bey dergleichen jungen Leuten darf man es nicht so genau nehmen. Aber, antwortete ich ihm, sind es nicht auch Menschen, die sich eben zu dem Ende und in der Absicht in der Kirche befinden, daß sie ihre Neigungen sollen zwingen lernen, und sich an die Tugenden gewöhnen? Ja! darzu gehört viel Zeit, versetzte mein Freund, und da darf man diese Kleinigkeiten, — — Was? Kleinigkeiten, fiel ich ihm in die Rede; es ist ein schlechtes Merkmaal, daß sich ein Mensch bessern werde, wenn er nicht von dem anfangen will, was er am leichtesten abstellen kann. Ach es ist schwer! antwortete mein Freund, sich demjenigen nicht zu nähern, was man liebet, und die besten Gelegenheiten vorbehey gehen zu lassen, bey welchen man dasselbe seiner Hochachtung versichern kann. Es ist aber auch eitel, erwiederte ich, wenn man es öffentlich in der Kirche thun will, wo man öffentlich sich vor dem unsichtbaren majestätischen Gott

Gott demüthigen und ihn mit zusammenge-
 setzten Gebete loben und danken will. Ist
 denn die Kirche ein Sperrhaus, daß man
 darinnen allerhand Liebesbegebenheiten spielen
 darf, oder daß man daselbst sich im Puge sei-
 ner Amalia sehen lassen will? So werden sie
 die Mannspersonen alle aus der Kirche blei-
 ben heißen müssen, rief er aus. Nein, sie
 mögen alle in der Kirche bleiben, antwortete
 ich ihm, wenn sie sich nur von den Frauen-
 zimmerstühlen entfernen, und ihre angewiese-
 nen Orter einnehmen; sie mögen die Fehler
 im Gotteshause sich abgewöhnen und ablegen,
 sie mögen ihre Geschicklichkeiten auf der
 Straße und in andern Gesellschaften sehen
 lassen; die Leute werden sie deswegen nicht
 beneiden.

Ich sehe schon, die Mannspersonen sollen mit
 Gewalt ihr Recht verlieren, sagte mein Freund
 ist. Wie können sie doch ein Recht verlieren,
 das sie nicht haben? fragte ich ihn. Kurz,
 die Mannspersonen sollen ihre Höflichkeiten
 nicht in der Kirche verschwenden, und die
 Frauenzimmer sollen mit ihren Augen keiner
 Mannsperson zu sündigen Gelegenheit geben.
 Soll

Soll man sich denn wünschen blind zu seyn? erwiederte er. Das sey ferne, antwortete ich; wiewohl man auch nicht zu befürchten hat, daß sie dieses thun werden. Nun, was soll man denn in der Kirche thun? fragte er mich. Thun sie das, was ich als ein andächtiger Kirchgänger thue, erwiederte ich ihm, ich nehme alles dasjenige genau in acht, wozu mich meine christliche Schuldigkeit bey dem öffentlichen äußerlichen Gottesdienste in der Kirche verpflichtet. Ich will mit der andächtigen Versammlung singen, beten, und wenn der Priester auf der Kanzel steht, dessen geistliche Rede mit genauer Aufmerksamkeit anhören, alles nach der heiligen Bibel prüfen, was ich vom Priester sagen höre, und im übrigen der Regel eines berühmten Gottesgelehrten folgen; dieser will, daß man auch diejenigen Lieder aus dem Gesangbuche singen soll, welche man längst auswendig gelernet hat, denn dadurch vermehrt man die Andacht, und die Augen irren nicht so sehr herum. Auch werde ich nicht nach geendigter Predigt vor Endigung des Dankliedes, welches die frommen Alten Gott zu danken zu singen verordnet haben, aus der Kirche mit dem

dem großen Haufen eilen, gleich als ob die wichtigsten Verrichtungen versäümet würden. Nein, es steht in der Bibel geschrieben: Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Es wird am Sonntage dabey ganz und gar nichts versäümet, das wichtiger als das Lob und der Dank Gottes wäre; es ist ohnedem sehr wenige Zeit, die wir, in Vergleichung derjenigen Zeit, so wir auf die weltlichen Verrichtungen wenden, zum Lobe Gottes gewidmet. Gott selbst hat uns sechs Tage zu arbeiten befohlen, und am siebenten Tage zu ruhen; und wie kann man besser diesen siebenten Ruhetag anwenden, als wenn man an demselbigen Gottes Wort liest, höret und betrachtet, und Gott vor seine unerdienten Wohlthaten von ganzen Herzen, als ein gläubiger Christ, preiset. Bedenket doch dieses ihr lermenden Söhne und Töchter der Frölichkeit und Ueppigkeit, die ihr am Sonntage sehr oft mit Versäümeung des öffentlichen Gottesdienstes auf den Dörfern herumirret und herumschwärmet, um die Töchter des Landes zu besehen, und alsbenn des Abends, wenn

Wenn die Sonne untergegangen ist, bey dem stillen Monde erst Betrachtungen machet, was ihr heute als Christen hättet thun sollen, und welche Pflichten ihr versäumet habet. Oftmals sehet ihr, oftmals merket ihr, daß Zeit und Geld verschwendet ist; o darum ändert euren Wandel, und folget dieser heilsamen Sittenlehre, die ihr in der heiligen Schrift leset: Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlungen. Verliebete euch nicht in die vergänglichlichen Eitelkeiten der Welt zu sehr, denn aller Menschen Leben hat ein Ziel, und alle Menschen müssen davon. Ein eifriger, andächtiger und christlicher Vetter, wird niemals von Gott verlassen.

Es ist zu beklagen, daß die heutigen rohen Mäulchriften sich so ungezogen in den Kirchen oftmals aufführen, durchrennen, lachen, plaudern, sich stellen als ob sie in einem weltlichen Hause wären, ob sie gleich in der öffentlichen Versammlung gläubiger Christen sind, denn alle sind doch nicht Mäulchriften, welche die ganze Uebung der Religion und Gottesdienstes, in dem bloß äußerlichen und gewöhnlichen Kirchengebenen begränzen; und alle sind auch nicht Heuchler,

ler, es ist noch immer guter Weizen da. Gott
 Fernet die Seinen! So weit können sich ver-
 nünftige Menschen vergehen, wenn sie die ver-
 erbten und heftigen Neigungen, anstatt des
 Verstandes, in sich herrschen lassen; und man
 kann sie nicht eher bessern, als bis der unter-
 drückte Verstand, durch eine nachdrückliche
 Beyhülfe, zu seiner rechtmäßigen Herrschaft ge-
 bracht wird. Wie nöthig und nützlich würde
 es solchen leichtsinnigen Gemüthern seyn, wenn
 an allen Kirchenpfeilern und an allen Kirchen-
 stühlen, vor welchen sie ihre Eitelkeit ausüben,
 geschrieben stünde: Hier ist Gottes Haus,
 und der Ort, darauf du stehest, ist ein
 heilig Land.



Vier und dreyßigstes Stück.

Seiner Gelehrte sagte: Wir haben niemals
 Religion genug, den Nächsten zu lieben, aber
 immer Religion genug, ihn zu hassen. Diese
 sinnreiche Rede trifft besonders bey solchen Men-
 schen

schen ein, die unter dem Vorwande der Religion nicht gesellschaftlich mit den Nächsten leben wollen. Ich werde diesen Fehler etwas umständlicher in diesem Stücke betrachten, und selbigen zu verbessern suchen. Es ist eine bekannte Wahrheit, daß die Offenbarung auf alle Art dem gesellschaftlichen Leben sehr vortheilhaft ist. Denn die Geschichte, so sie in sich hält, und die Beyspiele und Muster der im Alterthum wegen des göttlichen Umgangs so berühmten Personen, zeigen uns beydes, so wohl wie möglich, als auch wie rechtmäßig die Geselligkeit sey.

Es scheint also, daß diejenigen Menschen die heiligen Schriften mit ganz andern Augen durchgelesen haben, die ihr menschenfeindliches und finsternes Wesen mit der Religion, und insbesondere dem Christenthume entschuldigen. Haben diese Menschenfeinde nicht eine Auslegungskunst, welche fast eben die Sätze zum Grunde leget, deren die Feinde der Wahrheit sich bedienen, ihre Irrthümer aus Gottes Wort zu rechtfertigen? Warum maßen sie sich denn eine grössere Freyheit an? Ist es vielleicht mehr erlaubt, den menschlichen Willen zu

verderben, als den menschlichen Verstand zu
 verblenden? Und ist ein böshafter Mensch
 weniger gefährlich, als ein irrender? Ob ein
 Socinianer die Gottheit des Sohnes Gottes
 angreift, oder ob ein Menschenfeind das Gebot
 von der Liebe des Nächsten aus den Augen
 setzet, ist wohl in der That selbst der Ehre un-
 sers göttlichen Erlösers gleich nachtheilig. Ist
 es nicht einerley, ob man öffentlich saget, er
 sey nicht Gott, (wie die kezerischen Socinianer
 gethan haben, welche die Gottheit Christi, den
 heiligen Geist, die Erbsünde, Genugthuung
 Christi und die Auferstehung der Gottlosen
 läugnen. Man nennet sie Socinianer von
 zwey Italiänern, Lätio Socino, der im Jahr
 1562. gestorben, und seines Bruders Sohn,
 Fausto Socino, der 1604 starb, beyde aus
 Siena gebürtig. Die Socinianer hielten sich
 stark in Pohlen auf, bis man sie endlich im
 Jahr 1638 auch aus demselbigen ganzen Reich
 vertrieb.) oder ob man das Kennzeichen seiner
 Jünger öffentlich ablegt? Daran soll man
 nach Christi Worten erkennen, ob wir seine
 Jünger sind, wenn wir Liebe unter einander
 haben.

Ich

Ich glaube, daß niemand so hart seyn werde, ein zuversichtliches Urtheil der Verdammnis über alle auch in den Grundartikeln Irrigdenkende ohne Unterscheid zu fällen. Denn es müssen allemal diejenigen Menschen der Barmherzigkeit Gottes lediglich überlassen werden, die aus Schwäche des Verstandes, oder aus Mangel der Gelegenheit die Wahrheit nicht recht einsehen. Im Gegentheil aber kann ein jeder Christ, ohne die Liebe zu verlegen, mit Gewißheit sagen, daß ein jeder Mensch, der ohne Herzensbusse wegen seiner Sünde vor Gott und ohne Glauben an Jesum Christum, in seiner Bosheit vom Tode ergriffen wird, ein unseliges Ende nehme. Es giebt eine doppelte Kezerey, die eine bestehet in den Irrthümern des Verstandes, und die andere in dem Verderben des Willens. Die Gottesgelehrten nennen die erste eine theoretische, die andere eine practische, oder die lehrende und übende Kezerey. Beyde sind höchstschädlich und gefährlich, aber unter beyden ist die Bosheit die ärgste.

Es ist mein Zweck nicht, auf diesen Blättern die Irrthümer zu bestreiten, die ausser unserer

ewangelischlutherischen Kirche sind; die Bosheiten, so in derselben herrschen, verdienen mein Augenmerk zu seyn, und insbesondere das schlimme Vorurtheil der Heuchler, daß ein Christ nicht gesellig, oder welches einerley ist, nicht gesellschaftlich seyn dürfe.

Es giebt eine Gattung der Pharisäer, die sich nicht so wohl durch eine besondere Kleidertracht, oder durch einen gewissen Orden, Amt und Beruf, als vielmehr durch ihre Geberdung und Betragen von allen andern Menschen unterscheiden. Ich mag diese Menschen betrachten auf welcher Seite ich will, so finde ich sie in beständigen Widerspruch gegen die heiligen Lehren, die sie im Munde führen, und es fehlet ihnen niemals, eine langsam und bedächtlich vorgebrachte Entschuldigung gegen die vortrefflichen Muster, die uns in der heiligen Schrift vorgeleget sind. Weil ich diese Leute, die ich mir iho zu meinen Segnern ausgesucht habe, gar zu wohl kenne, als daß ich nicht mit Grunde befürchten sollte, ihre überschwängliche Liebe des Nächsten möchte sie durch einen heiligen Eifer verleiten, mich deswegen zum Ketzer zu machen, der die christliche

liche Religion unterwühle, weil ich die Socinianer ihnen vorgezogen habe; so will ich allen Streit abschaffen, und ihnen melden, daß ich folgendes vestiglich glaube: Erstlich, daß Christus wahrer und wesentlicher Gott und Mensch in einer Person sey; zum andern, daß es zum Antichristenthum gehöre, und verdamulich sey, vorsehlich die Gottheit Christi zu leugnen, oder ihm eine socinianische Göttlichkeit zuzugestehen; zum dritten, daß ein Mensch, der unter dem Deckmantel des Christenthums die Pflichten der Geselligkeit verdammet und unterläßt, den Glauben verläugnet habe, und noch ärger als ein Heyde sey.

Weil ich mich nun vertheidigungsweise zu reichend bedecket habe, so will ich angreifen, und zwar in diesem Blatte alle scheinbare Gründe der christlichen Menschenfeinde, oder Misanthropß, bestürmen. Das Vornehmste, worauf sich solche Leute gründen, besteht darin, daß das Licht mit der Finsterniß keine Gemeinschaft haben könne, und die Frommen mit den Gottlosen keinen Umgang führen dürfen, zumal, da solche Geselligkeit sehr gefährlich und

und verderblich, auch durch den Geist Gottes ausdrücklich unterfaget sey. Hierinnen lieget alles, was wider die Geselligkeit eingewendet wird. Welcher vernünftiger Mensch siehet aber nicht ein, daß den Worten, Umgang, Gemeinschaft, Geselligkeit, ein zweydeutiger und sehr unbestimmter Begriff beygelegt werde?

Die Geselligkeit in dieser Welt, bestehet in nichts anders, als in einer allgemeinen Pflicht mit den Menschen, in deren Gesellschaft uns die Vorsehung setzet, gemeinschaftlich zum gemeinschaftlichen wahren Wohl zu arbeiten. Wenn ein Geselliger bloß ein lustiger Mensch ist, der nicht allein seyn kann, und daher Umgang sucht, und bereit ist, alles mit zu machen, es sey was es sey; dem nicht wohl ist, wenn er sich nicht alle Tage in einem Schwarme von seines gleichen befindet, und der im Vergnügen der Sinnlichkeit sein höchstes Gut suchet, so ist ein solcher nicht mein Geselliger, noch weniger schreibe ich dieses Blatt zu dem Ende, solche Gesellige zu machen.

Die

Die heilige Schrift handelt nicht anders, und indem wir uns nach ihrer Vorschrift richten, können wir uns getrost auf ihre Uebereinstimmung berufen. Sie verbietet nirgends den Umgang mit Gottlosen, und von dem wahren Christenthum Entfernten; sie heisset uns wahre Christen nicht aus der Welt gehen, sie untersaget uns bloß einen solchen Umgang, vermöge dessen wir Antheil an den Bosheiten nehmen. Wie alle Sünde die Gesellschaft stöhret, folglich ungesellig ist, so kann ein wahrer Geselliger eben so wenig selbst in herrschenden Lastern leben, und sich herunter lassen, solche mit zu machen, als das Licht Gemeinschaft mit der Finsterniß haben kann. Indessen scheint und leuchtet doch das Licht in die Finsterniß, und erleuchtet sie durch Zerstreuung der Schatten.

Und eben so handelt ein rechtschaffener Christ seiner Pflicht gemäß, wenn er alle gesellschaftliche Gelegenheit wahrnimmt, sein Licht der Tugend leuchten zu lassen, und die wahre Geselligkeit allgemeiner und beliebter zu machen. Wird denn dem Weizen etwas an seiner Güte benommen, wenn Unkraut mit aufwächst? Die-

ses bleibt Unkraut, und jenes bleibt Weizen, und Gott will, daß keine eigenmächtige Absonderung geschehe, sondern beides mit einander bis zur Erndte stehen bleibe. Oder kann kein Mensch unter den Bösen seyn, ohne mit zu ihnen zu gehören? Diese Sonderlinge erkennen selbst, daß sie in Gemeinschaft mit den Gottlosen stehen müssen, und werden den vor einen sehr edlen Kopf halten, der kein Fleisch essen wollte, als das ein frommer Fleischer verkauft, und der sein Kleid nur bey einem bekehrten Schneider wollte machen lassen. Insbesondere wenn es die Geldeinnahme betrifft, so lehren sie sich nicht daran, ob die Goldstücke und Thaler von einem Bösewicht, oder einem Heiligen gezahlt werden, und wenn sie etwas ausleihen, so sehen sie nicht auf das rechtschaffene Christenthum, sondern auf die Sicherheit, und ob die Zinsen, oder die Interessen, richtig bezahlet werden. Können sie also den Umgang nicht ganz und gar verwerfen, so können sie auch unmöglich den Ausspruch Gottes und des Wortes der Wahrheit auf die Gesellschaft und den Umgang insgemein ausdehnen, sondern sie müssen bloß ei-
nen

nen solchen Umgang verdammen, der in der Theilnehmung und gemeinschaftlichen Versündigung bestehet. Im Gegentheile verpflichtet uns unsere Schuldigkeit, desto gefelliger zu seyn, je mehr wir unsern Nebenmenschen nützlich seyn können; wer ist aber der Welt nütlicher als ein rechtschaffener Christ, dessen Schweigen auch so gar erbaulich ist: Daher niemand stärker zur Gefelligkeit verpflichtet ist, als derselbe?

Doch sagen die Gegner, man müsse den Schein meiden, und den Schwachen kein Vergerniß geben. Es ist wohl keine Pflicht in der Gefelligkeit stärker, als diese Herunterlassung und Verleugnung seines Rechts gegen den Schwächern. Und es ist auch eine große Wahrheit, daß diejenigen Menschen, welche die Entschuldigung des schwachen Bruders beständig im Munde führen, in ihrem eigenen Wandel sich sehr vielmal von der Beobachtung dieser Pflicht lossagen. Sie halten sie für eine Last, die sie wohl andern aufladen können, aber sie befreyen sich, sie nur mit einem Finger anzurühren. Gibt es nicht auch Schwache genug, die sich daran stoßen, daß Leute, die für

P p 5 gott.

gottselig gehalten werden, ein liebloses, mürrisches, hochmüthiges Bezeigen auf die ungeseligste Art von sich blicken lassen. Werden nicht diese Schwachen gegen das ganze Christenthum durch solch unleidliches Bezeigen aufgebracht? da im Gegentheile die Schwachen auf der andern Seite sich nur an die Person stoßen, ohne an der Religion sich zu ärgern. Sind nun Schwache auf beyden Seiten, so muß man sich vornehmlich zu denen herunter lassen, bey denen der Anstoß die gefährlichste Wirkung hervorbringen kann, und solches sind ohnstreitig die von der ersten Art.

Die Gottesgelehrten unterscheiden unter einem gegebenen und unter einem genommenen Aergerniß, und fordern eine Unterlassung solcher Dinge, die nicht pflichtmäßig und nothwendig sind. Paulus rathet daher, das Fleisch zur Aergerniß der bekehrten Schwachen aus dem Judenthum nicht zu essen, weil solches keine christliche Pflicht forderte. Aber die Geselligkeit ist eine Hauptpflicht unserer christlichen Religion, wer sich an dieselbe stoßt, hat ein genommenes Aergerniß. Es würde gefährlich seyn,

seyh, die christliche Liebe bis auf Tragung solcher Schwachen auszudehnen, denn es finden sich solche Schwachen, welche von uns verlangen würden, nicht eine einzige gesetzmäßige Handlung zu verrichten. Der ganze äussere Gottesdienst, der obrigkeitliche Stand, das Lehramt, und das Eigenthum, würde müssen abgeschaffet werden, um durch Niederreißung einer ganzen Mauer einen kleinen Riß zu verstopfen. Wer würde solches billigen oder rathen? Und doch verfallen alle die auf diesen Abweg, die die Gefelligkeit deswegen tadeln, weil der schwache Bruder sich daran ärgert. Es fordert auch über dieses die christliche Liebe von uns, daß wir den Schwachen zu stärken suchen: dieses geschiehet durch sanftmüthige Vorstellung und gütige Belehrung besser, als durch ein ewiges Nachgeben, welches bey vielen nur eine Nahrung des Eigensinnes ist, welcher sich häufig unter dem Namen der Schwachheit verbirgt, und das Gebot, den Schwachen nicht zu ärgern, nur zur Stärkung der sündlichen Neigungen, oder des alten Adams anwendet.

Die

Die Gefährlichkeit ist noch zurück. Man sagt: Der Umgang mit Weltkindern bringt viel Gefahr, und kann uns leicht selbst verführen, denn wir haben eine Neigung zur Eitelkeit und Zerstreuung bey uns. Ich leugne dieses alles nicht, ja ich bekräftige solches vielmehr, und wünsche, daß jeder Christ diese Anmerkung in alle Gesellschaften mitbringe. Aber daraus folgt noch nicht, daß die Geselligkeit darum ganz unterlassen werden müßte. Der Wein ist eben so gefährlich, Noah selbst erfuhr es, aber soll man ihn deswegen, wie die Türken, verbieten? Ist das Christenthum nicht in dem Verstande selbst gefährlich, daß die abgefallenen Engel uns zusehen, und sich tausend Abwege neben dem Wege zum Leben zeigen, die alle zum Tode führen, da wir nur einen Weg haben, selig zu werden. Christus beschreibet den Reichthum so, daß er uns muß fürchterlich werden, aber haben die Gottesgelehrten sich dadurch verleiten lassen, den Satz zu behaupten, es müsse der Reichthum mit äußerstem Fleiß vermieden werden, und man müsse das Geld zum Fenster heraus werfen? Und wir sollen nicht gesellig seyn, weil

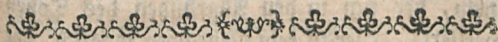
weil Geselligkeit gefährlich ist? Sie ist es nicht vor sich selbst, und unumgänglich, sondern nur zufälliger weise, wenn man selbst nicht viel nußt, wenn man selbst nicht gehörige Weisheit besitzt, wenn man nicht vorsichtig und behutsam genug ist, wenn man nicht gehörig über sich wachet, und der Menschengefälligkeit zu viel einräumet. Außer diesem ist die Geselligkeit nicht nur unschädlich, sondern auch uns und andern nützlich; zumal da es einem wahren rechtgläubigen Christen ein leichtes ist, sich an allen Orten zu bewahren, wenn er stets das geoffenbarte Wort Gottes vor seinen Augen hat; folglich wird ein solcher Gläubiger ohne Gefahr in der größten Gesellschaft seyn können, wie Loth zu Sodom. Kurz, ein Mensch, der beständig die Allgegenwart Gottes kindlich vor Augen hat, und weiß, daß wir Menschen in ihm leben, weben und sind, wird nirgends nichts zu befürchten haben, da im Gegentheil ein anderer, der diese Betrachtung nicht anstellet, an sich selbst in der stillesten Einsamkeit, eine elende Gesellschaft der abgefallenen Engel hat.

Nach-

Nachdem ich nun die elenden Gründe der christlichen Ungefelligkeit, oder der Ungefelligkeit, die mit dem Namen des rechtschaffenen Christenthums bemäntelt wird, zureichend widerleget habe, so ist nichts übrig, als daß ich noch mit wenigen Worten den Grund derselben entdecke. Solcher ist eine entsetzliche Eigenliebe, nach welcher sich gewisse Leute, die mit ihrem innwendigen sehr säuberlich verfahren, in ihren äusserlichen Vollkommenheiten, der Ehrbarkeit, des Berufs, oder des Temperaments, sich spiegeln. Man kann diese Personen mit Recht Richter der Lebendigen und der Todten nennen, weil sich ihr liebloses Urtheil auf die Lebendigen und Todten erstrecket. Sie sehen die gerechte Verachtung, welche sie sich durch ein ungefelliges Leben zugezogen haben, und beneiden also das Lob solcher Christen, die gefellig sind, und welche sie als ihre Gegenfüßler betrachten. Weil sie nun durch eine christliche Gefelligkeit ihres Unrechts überführet werden, so können sie nicht anders, als diejenigen Menschen verdächtig machen, deren Handlungen den ihuigen widersprechen.

Wirk

Wirst du dieses Volk bekehren,
 Wirst du sie das Beste lehren:
 Gut! hier steht schon der Altar.
 Weyrach soll dir jeder bringen,
 Ewig will ich den besingen,
 Der des Nächsten Lehrer war.



Fünf und dreyzigstes Stück.

Ich habe schon etlichemal den Tod betrach-
 tet, und es ist mir nicht zuwider, denselben noch
 einmal auf diesen Blättern zu betrachten. Der
 Anblick des Todes ist zwar den allermeisten
 Menschen so schreckhaft und so fürchterlich, daß
 sie alles anwenden, um denselben von sich zu
 entfernen. Gleichwie ein gesunder Mensch,
 der mit einer sorglosen Dreistigkeit durch einen
 angenehmen Wald geht, und auf eine giftige
 Schlange tritt; ein banges Entsetzen bemeistert
 sich in einem Augenblicke aller seiner Sinne,
 und er versucht sein äußerstes, sich durch die
 Flucht

Flucht mit schnellen Schritten zu retten. Der blasse Schrecken und die tödliche Furcht folgen ihm auf dem Fusse nach. Jener Ausspruch Sirachs: O Tod wie bitter bist Du, trifft bey allen Menschen natürlicher Weise zu. Alle Menschen wissen daß sie auf einem Wege wandeln, der sich in den Abgründen des Todes verliert. Hier ist kein Nebenweg möglich, der uns vor der Thüre des stillen Grabes vorbeiführen könnte. Wenn der in den ewigen Büchern der unwandelbaren Vorsehung Gottes bestimmte Augenblick herannahet, so werden wir von dem Tode verschlungen.

Man sollte denken, daß die Nothwendigkeit zu sterben, die Menschen angewöhnen werde, diesem ihrem unvermeidlichen Schicksale mit wenigern ängstlichen Entsetzen sich zu unterwerfen. Allein man ist sehr geneigt, ob gleich alle Menschen nach und nach sterben, die Stunde des Todes jederzeit noch weit hinaus zu setzen; und auch der köstlichalte Greis hoffet noch immer das allerköstlichste Lebensalter zu erreichen; und recht späte zu sterben. Ob wir gleich wissen, daß ganze Völker durch den leiblichen Tod aus-

gerot-

gerottet worden, und ob wir gleich täglich gewahr werden, daß ohne Unterschied des Standes, des Alters und der Verdienste, unsere Reisegefährten in dieser sichtbaren Welt einer nach dem andern um und neben uns unsichtbar werden;

Wie mancher liegt schon längst im Grabe,
Den ich sehr wohl, gekennet habe.
Drum bedenkt es Menschenerben:
Reich' und Arme müssen sterben.

so sind wir thöricht genug, uns ungegründet einzubilden, daß bey uns vielleicht eine Ausnahme werde gemacht werden, und daß wir vielleicht dem Tode weislich würden können ausweichen. Wir Menschen gehen immer mit unzureichenden Entwürfen schwanger, welche niemals werden ausgeführt werden, weil unser unvermeidlicher Augenblick, zwischen dem Vorsatze und der Vollziehung desselben, gleichsam in der Mitte liegt. Unsere ganze Natur ensetzet sich daher, wenn wir an den Tod denken, und die mehresten Menschen können gar nicht dieses letzte Uebel und Schicksal nennen, wenn sie vergnügt leben wollen.

Ich muß meinen Lesern sagen, daß ich sehr weit davon entfernert bin, es für eine wahre Tugend und Tapferkeit zu halten, wenn jemand seinen Tod mit einer vollkommenen Gleichgültigkeit betrachtet, und ohne die allergeringste Empfindung der Furcht. Eine solche Unempfindlichkeit kann nur aus einer Leichtsinnigkeit und barbarischen Rauhigkeit des Gemüths herrühren. Die wahre Tugend muß die Menschlichkeit zieren, niemals aber unterdrücken. Ob man gleich von dem großen Persischen Monarchen Xerxes nicht viel Gutes zu erzählen weiß, so hat doch die Historie, zu seinem unsterblichen Ruhme, sein zärtliches Mitleiden mit dem Tode seiner Nebenmenschen angemerkt. Als Xerxes sein erstaunliches Kriegesheer, dergleichen die Welt nur einmal gesehen hat, gemustert hatte, so ließ er dasselbe sich lagern. Er trat auf einen Hügel, und betrachtete mit einer stillen schwermüthigen Aufmerksamkeit seine Kriegsvölker, deren Lager er nicht ganz übersehen konnte. Endlich fieng er an zu weinen. Man fragte ihn um die Ursache seiner Thränen, und er antwortete zur Ehre der Menschheit: Es jammere ihn,

ihn, daß von diesen Millionen Menschen, deren ein jeder in der Blüthe seiner Jahre stehe, über hundert Jahr kein einziger mehr leben und vorhanden seyn werde.

Ich will Niemanden zumuthen, daß er ohne alle Furcht dem Tode in die Augen sehe. Ich wollte nur wünschen, daß man sich mit dem Anblicke des Todes besser bekannt machen, und daß man sich denselben mehr auf der angenehmen Seite vorstellen möchte. Ich an meinem Theile bin ein so großer Freund von einer angenehmen Betrachtung des Todes, des stillen, kühlen und sanften Grabes, daß ich ofte mit einer vergnügenden Traurigkeit auf einem Gottesacker oder Kirchhofe herum gehe, und die hochrichtigen Hügel der Gräber mit einem angenehmen Schauer betrete, unter welchen die vermoderten Ueberbleibsel der Leiber meiner Nebenmenschen in einer finstern Stille ruhen und allmählig verwesen. Hier bey diesen dunkeln Kammern des Todes lerne ich die Eitelkeit der Welt, ihrer Hoheit, Pracht und Reichthümer erkennen. Der Tod macht Purpur und Kittel, Reiche und Bettler, Schöne und Heßliche, ja alle, und alles gleich.

Ich vertiefe mich in dieser Stellung gemeinlich in eine nützliche Betrachtung, die mir seit langer Zeit natürlich geworden, nämlich daß ich auch einmal den Schauplatz dieser sichtbaren Welt verlassen werde. Die Hütte meines lebendigen Odems, mein schwacher und zerbrechlicher Leib, ja meine ganze lebendige Person, die eine lebendige Seele ausmacht, wird unter den rohen Klumpen der Erde verscharrt und mit derselben vermengt werden, und ich werde dem ohnerachtet viel gewinnen; der Tod ist ein Anfang meiner Verwandlung, nicht aber meines Endes, oder meines ewigen und gänzlichen Unterganges. Denn mein Geist wird indeß in der Hand Gottes seyn; wo ihn keine Quaal anrühren noch weniger beunruhigen kann. Bin ich gleich meiner nicht gänzlich bewußt, (eben so wenig als ich jetzt weiß, daß ich in Mutterleibe als ein Kind lebendig gewesen bin, und doch gelebet habe,) steht mein ewiges Wiederdaßeyn bloß in deiner Allmacht, so lebe ich doch, mein Gott, vor Dir, und bin dem Geiste nach bey dir im Paradiese, ich ruhe, und keine Quaal rühret mich vor dir lebenden lebendigen Odem und meinen

nen gestorbenen Leib in der Erde an. Lebe ich mir gleichsam selbst nicht, liegt gleich mein Leib und alle Menschen erstorben in der Erde, so lebt doch der Gottmensch Jesus Christus, und wird mein und unser aller Geist und Leib bis zur allgemeinen Auferstehung gewiß bewahren, denn er ist der Ursprung alles lebendigen Fleisches, und vor ihm leben alle gestorbene Menschen, ob es uns endlichen Menschen gleich unbegreiflich ist. Hierauf betrachte ich alle Vortheile, die mir mein Tod bringen wird, und ich gestehe es, daß ich oftmals in eine solche angenehme Gemüthsverfassung gerathe, in welcher ich glaube, den Augenblick ohne ängstliche Unruhe sterben zu können; zumal wenn ich als ein Christe bedenke, daß ich im Tode alle Sünde, und mit derselben das böse Gewissen ablege, alle Unruhe und Zweifel, Angst und Zagen hinter mich zurück lasse, und weiß gewiß, daß ich dereinst um Jesu Christi Verdiensts willen mit einem unsterblichen und herrlichen Leibe zur ewigen Welt, nebst einer unzähligen Menge Gläubigen, ganz gewiß, nach Gottes geoffenbarten Aussprüchen, wieder auferstehen werde. Ich verlasse den Gottesacker mit

mit der Empfindung eines gewissen unsündlichen Reides, und mende mich, um meine Pflicht und Stand zu erfüllen, wieder in die Tumulte der Welt, nicht ohne gänzlich Verlangen, dereinst eines Glücks theilhaftig zu werden, das man nur erlangen kann, wenn man den Leib der Vermoderung übergeben hat.

Eben ist bin ich, so zu reden, angenehm besträbt, deswegen will ich allen Menschen meine neuligen Betrachtungen mittheilen, die ich noch niemals angestellet habe, Ich sehe neulich einen Todten öffentlich zu Grabe tragen, und ich gerieth alsobald in eine Betrachtung des Todes in Absicht auf das gesellige Leben. Es dünkte mich erstlich, als wenn man den Tod in dieser Absicht nicht als etwas Gutes ansehen könnte. Ich soll sterben; das waren meine ersten Gedanken: und ich soll aus den Armen meiner liebsten Freunde gerissen werden. Wie viel Vergnügen genieße ich nicht ich in der Gesellschaft meiner wahren Herzensfreunde? und der Tod soll mir dieses alles mit einemmale rauben? Ich soll nicht mehr meinen alten zärtlichen Vater küssen, zumal da meine liebe Mutter schon vor vielen Jahren in die selige

lige Ewigkeit durch den Tod eingegangen ist; folglich ich in den Umarmungen meiner Mutter nicht mehr ein entzückendes Vergnügen genießen kann. Mein Tod soll die Bande der Freundschaft zertrennen? Mein Bruder und meine Schwester, meine zärtlichen Freunde, sollen von mir entfernt werden. Ich werde durch den Tod aus der Gesellschaft der Menschen gleichsam vertilgt. Ach, daß ich ein Mensch geworden, und ein zärtliches Herz empfangen habe! Wie schmerzhaft wird nicht meine Trennung von Dir, mein Herzensfreund, seyn, der mir in meinem zeitlichen Elende und Bedürfnissen, sehr oft die Lasten der Sorgen mit Rath und That erleichtert, ich soll dich verlassen, den ich wie mich selbst liebe! Meine schon gebrochenen Augen werden einen schwachtenden Blick auf dich werfen, und mit einer traurigen Dunkelheit alsdenn überzogen werden. Und ich soll dich nicht wiedersehen? Du sollst von mir getrennet seyn, und ich soll, von dir getrennet, dein Andenken noch erhalten, und ich soll ohne dich seyn — — — Hier unterbrach ich mich selbst, und ich fieng an zu begreifen, daß der Tod, selbst in Absicht auf

D q 4 das

das gesellige Leben, ungemeine Vortheile mit sich führe.

Ich stelle mir dieses Leben nur als den Vorbereitungszustand, auch in Absicht auf den gesellschaftlichen Umgang, vor, und ich habe mich nach und nach überzeugt, daß das gesellschaftliche Leben der vernünftigen Menschen ewig zu keiner Vollkommenheit kommen würde, wenn alle Menschen, so wie sie izo sind, ewig leben sollten. Ich will es gleich weitläufiger beschreiben. Hier in dieser sichtbaren Welt bin ich unter einen Haufen Menschen gemengt, deren die allerwenigsten nicht einmal viertelmäßig nützliche Gesellschafter sind. Die allermeisten sind entweder offenbare oder verborgene Feinde der Geselligkeit. Viele leichtsinnige Menschen machen ihr tägliches Geschäfte daraus, durch Falschheit, Verläumdung, Betrug, List, Feindseligkeit und Neid, die allgemeinen Bande des gesellschaftlichen Lebens zu zerreißen. Ich muß mich beständig hüten, von diesen Leuten nicht unterdrückt zu werden. Die mehresten frohnen als Leibeigene ihren viehischen und unmenschlichen Leidenschaften, und man müßte die Menschheit unterdrücken, wenn man mit

mit bergleichen Unmenschen gesellig umgehen wollte.

Jener siehet nur auf seinen eigenen Nutzen, und er ist so wenig dienstfertig, freundlich, gefällig, daß er mich vielmehr ohne Barmherzigkeit verläßt, wenn er seine eigennützigen Absichten nicht durch meine Dienste erreichen kann. Dieser verleumdet und verspottet mich bey aller Gelegenheit. Er ist so weit entfernt, mir meine Fehler zu vergeben, daß er mir vielmehr viele andichtet, um mich nur zu kränken. Ich erwähle mir einen Freund, der nach meinem treuherzigen Urtheile ein wahrer Freund ist; ich erfahre aber, daß er es nicht aufrichtig und redlich meynt, und mich unter einem freundschaftlichen Schein hat sicher machen wollen, um mich völlig zu Grunde zu richten. Kurz, wenn man das menschliche Geschlecht nach dem größten Haufen beurtheilen soll, so ist es es eine Horde geiziger, hochmüthiger, mürrischer, eiaennütziger, falscher, betrügerischer und verstellter Leute, welche alle wider einander streiten. Mit wie vielem Vergnügen erwarte ich nicht bereinst meinen sanften Tod! Dieser glückselige Augenblick wird einen jeden

D q 5 wahren

wahren Gläubigen aus diesem elenden Haufen herausreißen, und ihn in eine Gesellschaft versetzen, die von allen Bösewichtern abgesondert ist. Der Tod trennet die wahrhaftig Gläubigen von den Ungläubigen auf ewig; und die Personen dieser Gläubigen stehen dereinst auf durch die Allmacht des Mittlers, indem er ihren lebendigen Odem und ihre Gebeine nach seiner göttlichen Allmacht wieder auf ewig zusammensetzt, und Gott sie in die ewige neue Welt setzt, die er entweder durch unsers göttlichen Erlösers Ankunft vom Himmel ganz neu zubereitet, oder nur dieses igtige sichtbare Weltgebäude verherrlichtet und verwandelt hat. Dort alsdenn, in jenen Feldern des Lichts, weiß man nichts weder vom Tode, weder von der Feindschaft, noch von dem gelben Reide, der sich gemeiniglich selbst verzehret, noch von der Sünde, noch von dem magern Geize. Die unsterblichen Personen, die Einwohner des Paradieses, so man die grossen Seelen nennen kann, sind über dasjenige aus Gnaden unendlich erhoben, wodurch die Bande der Gesellschaft zerrissen werden können. Diese unsterblichen Bewohner der neuen Welt haben insgesamt

samt einerley gute und edle Absichten, nichts ist an ihnen sündlich; und da alle ihre Handlungen auf Wahrheit und Tugend gegründet sind, so herrschet unter ihnen Friede, Eintracht, Liebe, Gefälligkeit, und alle Tugenden, wodurch das gesellige Leben ewig und ohne Eckel angenehm werden kann, sie sehen mit ihren fröhlichen und verklärten Augen lauter Herrlichkeit und Freude, und unendliche Freude an Gottes Anschauen belebet sie stets. Folglich verliere ich durch den Tod nichts, in Absicht auf das gesellschaftliche Leben? Nein, ich gewinne vielmehr unendlich viel. In dieser Welt muß ich es für ein unschätzbares und seltenes Stück halten, wenn ich einen oder den andern wahren Freund bekomme; dort wird ein jeder, der mir zu Gesichte und vor meine Augen kommt, mein Freund seyn, der eine mehr, der andere weniger.

Es ist gewiß, daß ich selbst in diesem gegenwärtigen unvollkommenen Leben nicht gesellig genug werden kann. Ich bin ein Mensch, und habe also viele Sünden und Fehler noch an mir. Bald bin ich nicht freundlich, nicht gefällig und liebreich genug, bald hätte ich mei-

nen

nen Freunden besser dienen können, als ich gethan habe. Manchmal bin ich eigensinnig und empfindlich. Die Tadelsucht verführt mich ofte, auf die Fehler anderer mehr Achtung zu geben, als es die Geselligkeit erlaubt. Ofte regt sich in mir der Menschenhass, die Unzufriedenheit, und eine unirdenliche Eigenliebe. Wenn meine wahren Freunde, wenn mein Herzensfreund nicht sehr oft mit mir Geduld hätte, wenn meine Freunde gegen mein Elend nicht mitleidig wären, wenn sie nicht meine Fehler übersähen, und mir meine Verbrechen und Versehen vergäben: so würde ich keinen einzigen wahren Freund in der Welt haben, und welches noch schlimmer ist, ich würde mir dieses Unglück selbst zurechnen müssen.

Ich freue mich daher, wenn ich recht gläubig großmüthig bin, dereinst auf meinen Tod. Wenn ich dereinst nach des Schöpfers Willen sterben werde, so werde ich mit meinem Leibe alle meine Sünden ablegen, und diese unselige Last meiner lebendigen Seele der Verwesung in der Erde, und einer ewigen Vergessenheit übergeben. Nach der Auferstehung der Todten werde ich mit allen Tugenden

den ohne Tadel ausgeschmückt seyn. Jedermann, der mich in der neuen Welt wird kennen lernen, wird auch meine Freundschaft suchen, und sie als ein angenehmes Glück betrachten. Ich werde in jener Welt keinen einzigen meiner Freunde beschwerlich und verdrießlich fallen, und ich werde keinem einzigen nur einmal Gelegenheit geben, mit mir mißvergnügt zu seyn. Eine ewige unwandelbare Freundschaft wird unter uns herrschen. Nicht einmal das Mißtrauen und der Argwohn wird mehr statt finden, Schmeicheley und Verstellung wird ausgerottet seyn.

Wenn ich im Tode meine besten Freunde zurück lasse, so verliere ich gar nichts, ich werde nur eine kurze Zeit von ihnen getrennet. Sie müssen auch sterben. Ich, der ich vor ihnen zu meiner Unsterblichkeit und Vollkommenheit gelanget, werde ihre Ankunft in der frohen Ewigkeit mit einer ruhigen Sehnsucht erwarten; und wenn sie endlich nach der allgemeinen Auferstehung der Todten in meine Umarmungen laufen werden, so werden wir uns um so viel mehr vergnügen, je mehr eine kurze Abwesenheit die Zärtlichkeit der Freundschaft ver-

vermehrt. Stirbt mein Freund eher als ich, so habe ich einen neuen Grund, meinen Tod mit Vergnügen entgegen zu gehen. Er ist ja das Mittel, einen Umgang wieder in einer unbegreiflich größern Vollkommenheit anzufangen, der mir in dieser Welt schon so angenehm gewesen ist. Ich will also meine Freunde, die vor mir sterben, zärtlich beweinen, ja ich will ihnen den letzten Liebesdienst in dieser Welt leisten, und auch Thränen um sie vergießen. Allein, ich will dieses mit der Gemüthsverfassung thun, mit welcher man von einem Wegreisenden zärtlich Abschied nimmt, den man bald wieder zu umarmen hofft.

Ich bin sehr überzeugt, daß diese Betrachtungen den bitteren Tod versüßen können. Wer ein zärtliches Herz besitzt, der weiß, wie stark der tödliche Verdruß ist, wenn man durch den Tod von einem liebenswürdigen Vater, von einer zärtlichen Mutter, von Bruder und Schwester, von einem Freunde, und so weiter getrennet wird. Sehr viele Menschen würden ruhiger sterben, wenn sie völlige Einsiedler wären. Allein, wenn ich in meiner gegenwärtigen Gemüthsverfassung sterben sollte, oder in
der

derselben den Tod meines Vaters, Bruders, Schwester, Anverwandten, meines Freundes, oder irgend eines andern, mit dem mich die Bande einer erwünschten Gesellschaft verknüpfen, vernehmen sollte; so hoffe ich, daß meine Thränen nicht ohne Beruhigung fließen würden, es müßte denn der Mensch den Weltweisen überwältigen.

Ich will dieses Blatt mit einer vortrefflichen Stelle aus dem Cicero beschließen, (den Ungelehrten zum Besen, will ich anmerken, daß Cicero ein römischer Wohlfredner, und Bürgermeister gewesen, mit dem Vornahmen Marcus Tullius geheissen, und ein Heyde war,) in welcher er dem alten Cato, einem römischen und heydnischen Manne, folgende Worte in den Mund legt: Cicero spricht daselbst: Es gefällt mir nicht, das Leben zu beweinen, welches viele, noch dazu gelehrte Leute gethan haben. Es reuet mich nicht, daß ich gelebt habe, weil ich so gelebt habe, daß ich nicht meyne vergebens gehohren zu seyn. Ich gehe aus diesem Leben heraus, als aus einem Gasthause, nicht aber als aus einer Wohnung, denn die Natur hat uns dieses Leben nicht als
eine

eine beständige Wohnung, sondern als einen kurzen Aufenthalt verliehen. O vortrefflicher Tag! an welchem ich zu jener göttlichen Versammlung der Seelen reisen werde, und an welchem ich aus diesem Haufen, aus dieser Rottte mich wegbegeben werde! Denn ich werde nicht nur zu jenen grossen Männern, von denen ich zuvor geredet habe, gelangen, sondern auch zu meinem Sohn Cato, welcher der beste Sohn und der beste Mann war, dessen Leichnam ich verbrannt habe, da es sich doch vielmehr geziemet hätte, daß er mir diesen letzten Liebesdienst erwiesen. Seine Seele, die mich nicht verlassen hat, sondern nach mir zurück gesehen, ist gewißlich an den Ort gelangt, wohin sie gesehen hat, daß ich auch kommen muß. Diesen betrübten Zufall schien ich standhaft zu ertragen, nicht etwa weil ich gleichgültig war, sondern ich tröstete mich selbst, und glaubte, daß unsere Entfernung nicht lange dauern werde.



ULB Halle

3

006 978 622



Inches
Centimetres

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

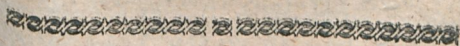
3/Color

Black

9

Der
Englische Greis,

von * * *



Neunter Theil.



Hamburg, 1768.

